

A close-up, high-contrast photograph of a person's face. The person has a striking green eye. A hand is positioned near their mouth, with fingers slightly curled. The lighting is dramatic, highlighting the textures of the skin and the intensity of the eye color.

**SAMANTHA
GRAVES**

WENN

DEINE
AUGEN

MICH NICHT

SEHEN

Weltbild

Die Kunstdiebin Raven Callahan besitzt übersinnliche Fähigkeiten: sie kann Emotionen erspüren, die in Gegenständen eingeschlossen sind. Als sie auf einer Auktion versucht, ein Gemälde zu ersteigern, wird ihr Geschäftspartner gekidnappt. Der Entführer spielt Katz und Maus mit ihr und schickt sie auf einen Diebeszug nach Havanna. Doch dann wird Ravens Vater entführt und ihr wird klar, dass der Kidnapper mehr will, als ein altes Gemälde- er möchte seinen Rachedurst stillen...

Ein übersinnliches Krimi-Erlebnis

Samantha Graves

Wenn deine Augen mich nicht sehen

Aus dem Amerikanischen von Ulrich Hoffmann

Weltbild

Die Autorin

Samantha Graves ist das Pseudonym von C.J. Barry. Schon in der Schule und auch später an der Universität wurde sie von Lehrern darauf hingewiesen, dass sie eine wunderbare Schriftstellerin wäre. Doch erst nachdem sie einen Beruf erlernt und eine Familie gegründet hatte, beschloss sie, als Autorin zu arbeiten. Mittlerweile hat sie schon einige Romane veröffentlicht und zahlreiche Preise gewonnen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel Sight unseen bei Warner Books, Inc., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by C.J. Barry

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ulrich Hoffmann

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-255-1

Dieses Buch widme ich meiner fantastischen Familie,
die mich stets unterstützt hat:
Ed, Rachel und Ryan

Danksagung

Man braucht ein ganzes Dorf. Das ist allerdings wahr. Dieses Buch ist das Ergebnis der Großzügigkeit und des Engagements vieler Menschen.

Ich danke meiner Lektorin, Devi Pillai, die meine Besessenheit in Bezug auf Übersichten, Tabellen und Details nachvollziehen konnte – und ihre wunderbaren Lektorenfähigkeiten zum Einsatz brachte, um dieses Buch trotz allem zum bestmöglichen zu machen.

Beth de Guzman, Larissa Rivera-Gonzales, Frances Jalet-Miller und den Mitarbeitern der Hachette Book Group dafür, dass sie an mich glaubten, und für ihre harte Arbeit und Unterstützung.

Meiner furchtlosen und unermüdlichen Agentin Roberta Brown. Ich habe gar nicht genug Worte, um ihr dafür zu danken, dass sie immer da war.

Lani Diane Rich, die mir half, die fünf Monate zu überleben, die ich brauchte, um dieses Buch zu schreiben.

Maggie Shayne, deren Talent nur durch ihre Großzügigkeit und ihre Herzengüte übertroffen wird.

Ich liebe Recherchen. Das ist auch gut so, denn für dieses Buch musste ich reichlich recherchieren. Ich möchte mich gern bei den folgenden Personen bedanken, die sich meinen Millionen von Fragen gestellt haben. Ohne besondere Reihenfolge: J. L. Reyes, Ex-Polizist; Eileen Toth, Versicherungsmathematische Analystin; Linnea Sinclair, Autorin; Bonnie Vanak, Autorin; Patrick Picciarelli, Autor; und den Experten von Weapons_Info. Dieses Buch wäre ohne sie unmöglich gewesen.

Alle Fehler oder literarischen Freiheiten gehen auf mein Konto.

Vielen Dank an die RWA, die Mitglieder der Central New York Romance Writers, Abteilung FF&P, Abteilung Kiss of Death, an die Lollies, an die Warner-Frauen und an meine ausdrücklichen Kritik-Partner Patti Newell und Joyce Lock.

Und schließlich danke ich allen Lesern dort draußen, dass sie mich in ihre Herzen und ihr Heim gelassen haben. Es gibt kein größeres Geschenk für einen Schriftsteller. Dieses Buch ist ihnen gewidmet.

Gott, wie ich diesen Teil liebe. Raven grinste und sah prüfend durch ihre Taucherbrille.

Mit einer Hand stabilisierte sie unter Wasser ihre Position, während sie mit dem Messer das Goldmedaillon aus dem Lavastein hebelte. Sie trat langsam Wasser, um in der kleinen, telefonzellengroßen Nische keinen Schlicksand aufzuwirbeln oder mit ihrer Ausrüstung gegen die Steindecke zu stoßen. Die Speziallampe an ihrer Tauchermaske durchschnitt mit ihrem Lichtstrahl das tintige Dunkel und brach sich auf dem goldenen Schatz vor ihr.

»Hast du es? Du bist schon dreißig Minuten da unten«, erklang eine hohe, ängstliche Stimme im Kopfhörer ihres Headsets.

Sie amüsierte sich über die typische Ungeduld ihres Kollegen, die auch der Grund dafür war, dass er im Boot saß und sie die Akquisitionen vornahm.

»Entspann dich, Paulie. Das Ding hat hier vierzehnhundert Jahre am Stein geklebt. Gib mir ein bisschen Zeit«, entgegnete sie. »Hast du noch ein Rendezvous, oder was?«

»Nein, aber wir haben Gesellschaft hier oben.«

Raven erstarrte. Sie waren nun wirklich nicht in einem viel befahrenen Gebiet, fünf Meilen vor der Küste der Halbinsel Yucatán.

»Was für Gesellschaft?«

»Sieht aus wie eine Luxusjacht, aber es regnet hier oben. Wer fährt schon im Regen zum Spaß spazieren?«

Neugierige Touristen zum Beispiel. Oder Schlimmeres. Eine leichte Unsicherheit überkam sie. Vielleicht war es ihr siebter Sinn, aber er hatte sie all die Jahre am Leben erhalten, und jetzt würde sie nicht anfangen, ihn zu ignorieren. »Behalt sie im Auge. Ich bin hier fast fertig.«

Sie fuhr mit dem Messer um den Rand des runden Medaillons herum und brach die Meeresflechten, die es hielten. Dann schob sie die Klinge in eine Spalte, befreite vorsichtig die goldene Scheibe aus ihrer uralten Ruhestätte und nahm sie in die Hand. Ein leises Ächzen hallte durch den schmalen Zugang. Raven drehte den Kopf und suchte die Höhle mit ihrer Taucherlampe ab, aber das Geräusch verklang.

Sie zuckte mit den Achseln und drehte das Artefakt um. Es befand sich in ausgezeichnetem Zustand, was erstaunlich war, wenn man bedachte, welchen Elementen es ausgesetzt gewesen war. Die Schriftzeichen waren eindeutig den Mayas zuzuordnen und sahen genauso aus wie diejenigen, nach denen sie suchte. Aber es gab nur einen Weg, um wirklich sicherzustellen, dass das Ding echt war.

Sie zog ihren Taucherhandschuh aus und umfasste das Metall mit nackten Fingern. Ihre Hand kribbelte. Ein Lichtblitz hinter ihren Augen kündigte die bekannte Reise in die Vergangenheit an. Die wirkliche Welt um sie herum verblasste für einen Augenblick, während sie sich auf den Mann konzentrierte, der dieses Amulett getragen hatte. Gold glitzerte in der Sonne ... und da war ein Mann, er verhielt sich bedächtig, entschieden, mächtig. Durch seine Augen sah sie kostümierte Untertanen, komplexe Zeremonien, laute Jubelchöre. Er war der König.

»Die Jacht hat hundert Meter von mir entfernt angehalten, ich glaube, du kommst

besser wieder rauf.« Paulies Meldung riss sie aus der Vergangenheit.

Sie nahm das Amulett in ihre behandschuhte Hand und versuchte, sich zu sammeln. Ihr übersinnlicher Ausflug bestätigte, dass es sich um ein Original handelte. Eine Fälschung hätte nur ein Flüstern von sich gegeben.

»Ich komme jetzt hoch«, sagte sie zu Paulie.

Nachdem sie sorgfältig ihren Fund in der Tasche ihres Neoprenanzuges verstaut und das Messer an ihrem Gürtel befestigt hatte, verließ Raven die kleine Grotte und begab sich in einen größeren Gang eines unbenannten Höhlensystems. Sie packte die Spule, von der sie die Führungsleine abgewickelt hatte – ihre einzige Möglichkeit, den Eingang wiederzufinden.

Schwarzes Wasser erfüllte die Höhle, die sich hundert Meter unter der Wasseroberfläche befand. Das Licht ihrer Taucherlampe brach sich auf kleinen silbernen Fischen, die augenblicklich davonstoben. Während sie die Schnur aufrollte und ihr durch das Wirrwarr aus Katakomben folgte, fragte sie sich, wie jemand vor tausend Jahren das Medaillon an diesem Ort hatte hinterlassen können. Selbst mit ihrer erstklassigen Tauchausrüstung war es verflucht gefährlich hier unten.

Manchmal waren der pure Wille des Menschen und seine Gier nach den Klunkern des Altertums für sie kaum zu fassen. Wie jemand sich so viel Mühe machen konnte wegen eines einzelnen ...

Eine Hand schoss aus der Dunkelheit und schlug ihr die Tauchermaske aus dem Gesicht. Damit verlor sie zugleich auch das Licht, die Luft, das Funkgerät. Überlebenswichtiger Sauerstoff blubberte um sie herum, als sie blindlings mit der Spule nach dem Angreifer schlug. Eine Faust rammte gegen ihre Brust, schleuderte sie an die Höhlenwand, und die Spule wurde ihr aus der Hand gerissen.

Raven hob die Beine und zog ihr Messer aus der Scheide, um sich zu verteidigen. Mit geschlossenen Augen, alle Muskeln angespannt, wartete sie. Ein Wasserschwall kam von links und erreichte ihren Kopf, als sie sich duckte. Sie stieß zu, traf etwas Festes, hörte einen gedämpften Schrei. Eine Druckwelle kam ihr entgegen, während sie durch das Wasser um sich herum schnitt, dann war wieder alles ruhig.

Lange Sekunden vergingen, ohne dass sich etwas rührte. Ihre Lungen schrien nach Erlösung, sie tastete nach ihrer Maske und sie fand sie am Ende der Sicherheitsleine. Sie setzte sie auf und blies Luft hinein, um das Salzwasser herauszubekommen. Kalter Sauerstoff erfüllte ihre Lungen, linderte das Brennen.

Ihre Augen öffneten sich, doch um sie herum war nur Dunkelheit. Ihr Tauchlicht war verschwunden. Raven zog die Ersatzlampe aus der Tasche und schaltete sie ein, was aber nicht viel brachte. Der Kampf hatte reichlich Schlick aufgewirbelt, sodass die Sicht praktisch null war.

Während die Schwemmstoffe wieder herabsanken, leuchtete sie mit ihrer Lampe die Höhle aus. Keine Spur ihres Angreifers ... oder der überlebenswichtigen Spule mit der Führungsleine. Aber da war eine deutliche Rotfärbung im Wasser, die einen Treffer bestätigte. Immerhin. Sie hoffte, die Haie fraßen ihn. Andererseits war sie auch noch im Wasser. Und Haie waren bei ihrer Beute nicht besonders wählerisch.

»Paulie, kannst du mich hören?«

»Yup«, knisterte seine Stimme in ihrem Ohr, im Hintergrund plärrte Rock 'n' Roll Musik.

»Wie läuft's?«

Sie klopfte erleichtert auf das Medaillon in ihrer Tasche. »Na ja, ich wurde gerade überfallen. Und bei dir?«

»Ach du Scheiße, ist alles in Ordnung?«

Sie überprüfte die Sauerstofflampe, die Anzeige war rot. »Ich habe ein kleines Problem.«

»Ich wusste es. Die Legende ist wahr. Das Ding ist verflucht.«

Raven leuchtete mit ihrer Lampe in zwei Gänge und versuchte, sich zu erinnern, durch welchen sie gekommen war. Wenn sie an einen Gott geglaubt hätte, wäre jetzt Zeit zum Beten gewesen. Stattdessen schwamm sie langsam in Richtung der Öffnung, von der sie hoffte, dass es die richtige war.

»Glaub mir. Das war kein Fluch, der mir meine Führungsleine weggenommen hat.«

»Oh, scheiße. Oh, scheiße. Machst du Witze? Du hast die Leine nicht mehr? Mein Gott, Raven«, jammerte Paulie.

Sie konnte hören, dass er kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand. Scharfkantige Korallen kratzten über ihre Sauerstoffflasche und ihre Arme, als sie sich durch den schmalen Tunnel wand.

»Paulie, halt den Mund und hör gut zu.« Sie atmete ein. »Ich habe praktisch keine Luft mehr. Wirf eine Sauerstoffflasche samt Maske und allem über Bord. Schraub sie voll auf.«

»Was? Das bringt doch ...«

Sie sog Luft ein und konnte zusehen, wie die Anzeige fiel. Zwei Atemzüge, vielleicht drei, mehr war nicht drin. Keine Zeit, zu streiten. »Mach's einfach.«

»Okay. Okay. Bin gleich zurück.«

Es wurde still, abgesehen vom Kratzen ihrer Sauerstoffflasche auf dem Stein. Ruhig bleiben. Flach atmen.

Ihr Herz sprang fast aus ihrer Brust. Atmen. Erleichterung durchströmte sie, als ihre Lungen sich füllten.

»Die Flasche ist über Bord«, kehrte Paulies panische Stimme zurück. »Kannst du es rechtzeitig schaffen?«

Sie wollte nicht antworten und kostbaren Sauerstoff verschwenden, aber Paulie würde sich über Bord stürzen, wenn sie es nicht tat. »Kein Problem. Und jetzt hau ab.«

»Auf keinen Fall. Ich lass dich hier nicht zurück. Und nur damit du Bescheid weißt, nächstes Mal tauchst du mit jemandem zusammen«, sagte er. »Ist mir egal, wie sehr du das hasst. Ist mir ganz egal, das ist es einfach nicht wert.«

Meine Güte, man hatte das Gefühl, Paulie wäre derjenige, der in der Klemme steckte. Sie stemmte sich um eine Kurve und sah Licht. Halleluja.

Atmen. Die Anzeige sank auf null.

Ihre Lungen schmerzten bereits davon, beim Schwimmen die Luft anzuhalten, aber sie arbeitete sich durch den Schmerz, verließ schließlich die Höhle und erreichte das offene Wasser. Mit einem kräftigen Stoß schoss sie nach oben.

Atmen – doch die Luftzufuhr stoppte in der Mitte des Atemzugs.

Oh, verflucht. Jetzt nur keine Panik. Du schaffst das.

Wasser strömte an ihr vorbei, während ihre Beine ihr Auftrieb gaben. Sie hatte den Blick nach oben gerichtet, suchte mit der Taschenlampe, suchte und lauschte. Es konnte nicht weit sein.

»Raven? Hast du sie schon?«

Dieses Mal antwortete sie nicht. Die Sekunden vergingen wie eine Ewigkeit. Ihre Lungen schmerzten. Ihr Kopf pochte. Und dann hörte sie es – Blasen.

Sie bewegte sich nach rechts. Schmerz breitete sich in ihrem Körper aus. Das Geräusch kam näher, und sie leuchtete mit ihrer Taschenlampe in seine Richtung. Zehn Meter über ihr sank eine weiße Wolke gen Meeresboden. Sie korrigierte mit einem weiteren Schwimmzug ihre Position. Sie hatte nur eine Chance. Wenn sie die Sauerstoffflasche verpasste, war sie tot. Das war so ungefähr die beste Motivation, die sie sich vorstellen konnte.

»Raven!«, rief Paulie, als würde sie antworten, nur weil er lauter schrie.

Schwärze drang in ihr Blickfeld, als sie nach der Sauerstoffflasche griff. Sie verfehlte sie, erwischte aber einen Riemen. Das Gewicht riss sie abwärts, und sie tastete nach der Maske, aus der die Blasen strömten.

Der Rest war verschwommen, während sie ihre eigene Maske herunterzog und sich die neue übers Gesicht stülpte. Kurz bevor die Dunkelheit sie endgültig umfing, gelang es ihr, das Meerwasser hinauszublase, dann nahm sie einen langen Atemzug.

»Hast du sie? Hast du sie?«

Paulies Stimme in ihrem Ohr riss sie aus dem Nebel, der sie zu verschlucken drohte. Sie sank nach unten, Richtung Meeresboden. Kalter Sauerstoff füllte ihre ausgehungerten Lungen.

Sie überprüfte ihre Tiefe – fünfunddreißig Meter, zunehmend. Sie schüttelte die Starre ab und entledigte sich ihrer leeren Sauerstoffflasche. Die schwebte davon, als sie die neue überstreifte und dann der Oberfläche zustrebte. Schwere Beine trugen sie nach oben.

Verdammt, das war knapp.

»Raven!«, kreischte Paulie ihr ins Ohr. Sie wünschte, sie hätte eine Lautstärkeregelung an ihrem Kopfhörer, aber andererseits war es gar nicht schlecht, dass er so schrie. Wenn der Angreifer sie belauschte, würde er glauben, sie wäre tot, und Paulie dort oben hoffentlich in Ruhe lassen. Wenn nicht, würde er sich wahrscheinlich als Nächstes das Boot vornehmen.

Fünfundzwanzig Meter unter der Wasseroberfläche hielt sie inne. Es waren keine anderen Taucher zu sehen, und Paulie hyperventilierte immer noch, also war er zumindest sicher.

Ein tiefes Brummen drang durch das Wasser, als das andere Boot die See aufwühlte und zurück zur Küste fuhr. Sie hätte ihnen gerne eine Überraschung bereitet, wenn sie zurückkamen, um in der Höhle nach ihrer Leiche zu suchen. Aber nicht heute.

»Ich bin noch da, Paulie.«

»Gott sei Dank«, entgegnete Paulie. »Du hast mir eine Höllenangst eingejagt.«

Sie konnte praktisch hören, wie sein Blutdruck sank. »Hast du den Namen der Jacht?«

»Nein, ich war damit beschäftigt, mir Sorgen um dich zu machen. Außerdem ist die

Jacht gerade weggefahren.«

»Irgendwelche anderen Boote in der Nähe?«

»Nein.« Pause. »Oh, Mist. Sie waren diejenigen, die dich überfallen haben, oder?«

Fünf Meilen vor der Küste. Der Taucher war bestimmt nicht den ganzen Weg hergeschwommen. »Höchstwahrscheinlich.«

»Verdammte Aasgeier«, schimpfte er. »Soll ich die Polizei verständigen?«

»Warum? Sie hatten ja keinen Erfolg.«

»Stimmt auch wieder. Aber vielleicht können wir ihnen folgen.«

»Vergiss es. Die kriegen wir nie.« Sie wandte sich zur Oberfläche und trat weiter Wasser. »Es sei denn, du hast einen Raketenwerfer an Deck aufgebaut, während ich weg war?«

Er lachte nervös, als glaubte er, sie würde es ernst meinen. »Nein, tut mir leid.«

»Zu schade. Das wäre jetzt nicht schlecht gewesen. Ich komme gleich hoch, ich muss nur erst dekomprimieren.«

Paulie benahm sich wie eine Glucke, als sie sich schließlich auf das Schwimmdeck an Bord des Bootes stemmte. Er war Mitte zwanzig, mit Brille, einer rasierten Glatze unter einem Cardinals-Käppi, einem dünnen Körper in einem Aerosmith-T-Shirt und hätte irgendein Technikfreak auf der Welt sein können. Glücklicherweise war er ihr Technikfreak.

»Ich mein's ernst«, murmelte er, während er ihr mit der Ausrüstung half. »Ich mache das nie wieder, außer du tauchst mit jemandem zusammen.«

Sie lehnte sich mit dem Rücken an das Dollbord, öffnete den Reißverschluss ihres Taucheranzuges und ließ den Regen hineinprasseln. Diese Nahtoderfahrten wurden auf die Dauer anstrengend.

»Vergiss es, Paulie. Du weißt, dass ich nicht gern mit anderen spiele.«

Er ging ans Steuer und ließ den Motor an. »Mir egal. Das war das absolut letzte Mal.«

Während er weiterplapperte, zog sie das Medaillon aus ihrer Tasche. Selbst im grauen Regen war es wunderschön, es zeigte den heiligen Kalender der Mayas als Goldrelief. Und wichtiger noch, es war echt. Ein weiteres Kunstwerk ausgegraben, das die Welt nun begeistert anglotzen konnte, und irgendwer wäre sogar bereit, dafür zu morden. Sie fragte sich, wie viele Leute für dieses Ding schon gestorben waren. Und war dankbar, nicht dazugehören.

Das Boot ruckte vorwärts und übertönte Paulies Tirade. Sie steckte das Medaillon zurück in ihren Anzug, und ein Siegeschauer durchfuhr sie. Sie hatte trotz des Angriffs das Spiel gewonnen. Es war lange her, dass sie ein solches Adrenalinhoch erlebt hatte.

Sie strahlte. Diesen Teil liebte sie wirklich.

Ihre Schritte hallten durch den marmornen Korridor des Antiquities Preservation Institute. Ein riesiges Fenster im ein- undfünfzigsten Stock bot einen Ausblick auf die Skyline Mannhattans.

Einige Mitarbeiter schauten zweimal hin, als sie vorbeimarschierte. Schließlich sahen sie sie nicht jeden Tag in einem schwarzen Rollkragenpullover mit einer passenden Hose und einem antiken Medaillon um den Hals. Sie stoppte vor Thomas Bigleys Tür und stemmte die Hände auf den Schreibtisch seines Assistenten. Gilmore sah genervt zu ihr auf und schnitt eine Grimasse.

»Hallo, Raven«, sagte er mit nasaler Stimme.

»Gilmore.« Sie beugte sich vor. »Ist er da?«

Gilmore richtete sich in seinem Stuhl auf, schnaubte verächtlich und überkreuzte seine Handgelenke. »Hast du einen Termin?«

Er betonte jeden Buchstaben des letzten Wortes, weil er ganz genau wusste, dass sie nicht im Kalender stand. Der kleine Scheißer. Das letzte Jahr über hatte sie sich allen möglichen Fantasien hingegeben, wie sie Gilmore Manieren beibringen würde. Heute würde sie am liebsten das Medaillon nehmen und es ihm in ...

Als könnte er ihre Gedanken lesen, zog er die Augenbrauen hoch. »Keinen Termin? Nun, ich kann dir einen in der nächsten Woche geben.«

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln und ließ das Medaillon an der Kette vor seinen Augen baumeln. »Das hier ist mein Termin. Soll ich Bigs wirklich sagen, dass du mich nicht reingelassen hast?«

Gilmore rümpfte die Nase und wandte sich ab, um etwas in seinem Computer nachzusehen. Dann sah er sie wieder an. »Er ist da. Ich sage ihm Bescheid.«

Sie löste sich von seinem Schreibtisch. »Vergiss es, ich kenne den Weg.«

Gilmores Schnauben war unüberhörbar, als sie die Doppeltür aufstieß und das Büro ihres Bosses betrat. Panoramafenster umgaben eine Reihe knallroter Stühle und einen bescheidenen Mahagonischreibtisch. Thomas Bigley, Präsident von API, schaute über den Rand seiner Brille. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, er steckte die Brille ein und erhob sich, um sie zu begrüßen. Er hatte grau meliertes Haar, stechend blaue Augen, war groß gewachsen und wirkte ausgesprochen fit für einen achtundfünfzigjährigen Mann.

»Raven, du bist wieder da«, sagte er.

Sie küsste ihn auf beide Wangen. »Wann ersetzt du diesen kleinen Scheißer von Assistenten, den du da hast?«

»Gilmore ist länger hier als jeder andere, also lass ihn in Ruhe.« Er zog die Augenbrauen hoch. »Es sei denn, du suchst einen Job?«

Sie wäre beinahe erstickt. »Im Leben nicht. Behalt ihn.«

Bigley fragte: »Wie war dein Ausflug?«

Sie öffnete den Verschluss in ihrem Nacken und hielt ihm das Medaillon an der Kette hin. »Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht.«

Augenblicklich richtete er seine ganze Aufmerksamkeit darauf. Er setzte seine Brille

hastig wieder auf und nahm das Medaillon, als wäre es aus Glas. Sie folgte ihm an seinen Schreibtisch, wo er eine Leuchtlupe anschaltete und das Stück durch sie inspizierte.

»Meine Güte«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Das ist wirklich spektakulär.«

Seine Ehrfurcht ließ sie jedes Mal lächeln. Egal, wie viele Stücke sie für seine Klienten wiederbeschaffte, jedes davon rief dieselbe Reaktion hervor. Sie war überzeugt, dass er das Institut nur gegründet hatte, um diese Dinger in die Hände zu bekommen.

Sie setzte sich auf eine Schreibtischecke und verschränkte die Arme. »Getragen von König Pacal Votan dem Großen – 615–683 v. C.«

Bigley schaute sie misstrauisch an. »Bist du sicher?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ziemlich. Ich überlasse es dir, es ordnungsgemäß nachzuweisen. Ich mache nur die einfachen Sachen.«

Ihr Chef lächelte ein wenig. Er stellte ihre Gabe nie infrage, wollte nie wissen, wie sie funktionierte oder warum. Er nickte einfach und betrachtete wieder das Kunstwerk. »Ich werde sofort das Kultusministerium Guatemalas informieren. Sie werden erfreut sein, zu hören, dass du es gefunden hast, bevor die Grabräuber kamen.«

»Beinahe hätte ich es nicht geschafft. Jemand hat mir aufgelauert, als ich in der Höhle war«, sagte sie.

Bigleys Kopf schoss hoch. »Meine Güte. Was ist passiert?«

Sie winkte ab, weil sie keine Lust auf eine weitere Lektion hatte. »Nichts, womit ich nicht klargekommen wäre. Aber langsam bin ich es leid, dass mir immer aufgelauert wird. Ich hasse diese Regierungsjobs. Politiker können einfach kein Geheimnis bewahren.«

Bigley runzelte besorgt die Stirn. »Ich nehme an, es ist durchaus möglich, dass aus dem Ministerium die ungefähre Lage des Medaillons durchgesickert ist, nachdem die Gelehrten die neu aufgetauchten Schriftrollen enträtselt hatten.«

Sie nickte. »Das ist meine Theorie.«

»Oder ihr wurdet verfolgt. Es ist das dritte Mal in den letzten paar Monaten.« Er sah sie über seine Brille hinweg an. »Du wirst berühmt, meine Liebe.«

Sie schaute genervt zurück. Er wusste ganz genau, dass es ihr nicht um den Ruhm ging. »Es macht das Leben einfach spannender.«

»Es macht auch meine Position schwieriger.«

Sie wusste, worauf er hinauswollte. »Versuch nicht, mich zu schützen. Ich kann definitiv meinen Job erledigen. Außerdem bin ich die beste Wiederbeschaffungs-Spezialistin, die du hast. Wie viele deiner Kunden haben durch mich ihre gestohlenen Kunstwerke wiederbekommen? Wie viele Nationalschätze sind in Museen und private Sammlungen zurückgekehrt?«

Er hob abwehrend die Hände. »Du bist die Beste, ganz ohne Zweifel. Ich sage bloß, dass wir in dieser Organisation auch andere Einsatzmöglichkeiten für dich haben.«

»Zum Beispiel als Ersatz für Gilmore? Vielen Dank. Wenn mein Leben so wird, stürze ich mich von einer Brücke«, sagte sie entschlossen.

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete sie einen Moment, bevor er nickte. »Wenn das so ist, dann habe ich einen dringenden Auftrag für dich.«

Er griff nach der Fernbedienung und schaltete den großen Plasmabildschirm an der Wand ein. Das Foto eines Gemäldes erschien – das Porträt einer Frau, entspannter

Realismus, runde Züge, klassische Pose.

»Kennst du das?«

Raven betrachtete es. »Ein Porträt von Santo Vassalo. Romantik, Italien, Ende 1800. Private Sammlung, wenn ich mich recht erinnere.«

Er nickte. »Sehr gut. Es heißt Traurige Maria. Vassalos Frau. Jetzt sieh dir das hier an.«

Ein zweites Foto erschien neben dem ersten. Raven kniff die Augen zusammen. Es zeigte einen Mann mit demselben Ausdruck, aber sein Blick war direkter und intensiver. Leidenschaftlich. Wütend.

»Ist das Vassalo selbst?«

Bigley trat neben sie. »Es ist unsigniert, aber die Technik, vermutlich früh im Laufe seiner Karriere, ist ähnlich, ebenso wie der Aufbau. Sie gehören zusammen, wurden jedoch kurz nach seinem Tod voneinander getrennt und nie wieder unter einem Dach zusammengeführt. Vor allem aber wurde keines von beiden in den letzten fünfzig Jahren gesehen.«

Sie wandte sich ihm zu und bemerkte den Hauch eines Lächelns. Die Geschichte war noch nicht zu Ende. »Woher hast du die Fotos?«

»Die Traurige Maria ist gerade auf den Markt gekommen.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Und das Vassalo-Selbstporträt?«

Er zwinkerte ihr zu. »Ich habe das Foto selbst aufgenommen. Heute Morgen.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Wie bitte?«

Er ging zu einem großen Wandgemälde und berührte es an der Seite. Es schwenkte auf gut geölten Angeln zur Seite und gab einen begehbaren Edeltahltresor frei. Er legte seine Hand auf die Zugangskontrolle und betrat dann einen tiefen Raum mit gepolsterten Wänden. Bigley holte einen Rahmen heraus und legte ihn auf einen in der Nähe stehenden Tisch – es war das Selbstporträt Vassalos.

Ein von Herzen kommendes »Heilige Scheiße« war alles, was sie zustande brachte. Dann sah sie ihren Boss an. »Wie lange hast du das schon?«

Er holte tief Luft. »Es ist erst letzte Woche aufgetaucht. Niemand weiß davon, außer dir und mir.«

Sie starrte ihn voller Respekt an. »Und du hast das die ganze Zeit geheim gehalten? Ich bin beeindruckt.«

Er lachte. »War nicht einfach. Ich habe gehofft, du könntest mir sagen, ob es echt ist.«

Sie wurde ernst. Ein so altes Gemälde würde eine Menge Geschichte in sich tragen und hatte wahrscheinlich Hunderte von Malen den Besitzer gewechselt. Und mit jedem neuen Besitzer kamen Eindrücke von Menschen, Orten und Gefühlen – die sie alle lebhaft erfahren würde. Vor allem die schlimmen. Sie würde nie begreifen, warum besonders grausame Gefühle sich am besten hielten.

Mithilfe der Fähigkeiten, die sie sich in ihrem Leben angeeignet hatte, hüllte sie sich in einen inneren Schutzmantel und schnitt den Fluss ihrer Gefühle ab. Dann hob sie die Hände über das Gemälde. Sie legte die Finger leicht auf die Leinwand und schloss die Augen. Eine Flut von Bildern blitzte auf, als sie durch die Lagen der ersten Pinselstriche drang.

Altes Venedig, schwere italienische Stimmen, der Geruch von Tabak und eine

entsetzliche Leere. Sie versuchte, sich vor dem abrupten Auftauchen von Leidenschaft und Verlangen zu schützen. Eine verlorene Liebe. Erdrückende Depression. Verrat ... Schmerz.

Raven entzog sich abrupt dem Leid der Vergangenheit. Verdammtes Gemälde. Bigley beobachtete sie höchst interessiert, als sie die Finger wieder hob, die immer noch vor Bildern kribbelten, und sie ausschüttelte.

Sie sagte: »Es könnte von ihm sein. Und nur damit du es weißt, er war gar nicht glücklich, als er das gemalt hat. Warum nur stehen alle guten Maler kurz vor dem Selbstmord?«

Bigley runzelte die Stirn. »Das tut mir leid.«

»Nicht deine Schuld«, sagte sie und meinte es auch. Er respektierte ihre Gabe, und er bat sie selten um so etwas. »Und ...« Sie sah ihn an. »Was ist das Schätzchen wert?«

Er nahm es auf und stellte es zurück in den Tresorraum. »Vermutlich 1,5 Millionen.«

Raven verschränkte die Arme. »Und wo kommt es her?«

Er sah sie an und schüttelte den Kopf. »Darin liegt die Herausforderung. Die Provenienz ist unbekannt – eine Authentifikation ist das Beste, was wir bekommen können.«

»Ich glaube nicht, dass jemand 1,5 Millionen für mein Wort hinlegt.«

Er lächelte schief. »Das stimmt, aber ich glaube, ich habe eine Lösung. Die Traurige Maria wird morgen Abend in Miami versteigert. Ich möchte, dass du sie uns bringst, damit wir mit ihrer Hilfe die Echtheit dieses Bildes beweisen können.«

»Eine Auktion«, sagte sie. »Wie ausgesprochen aufregend. Du versuchst wirklich, mir Ärger zu ersparen, nicht wahr?«

Er kicherte. »Tut mir leid, dass nicht alle deine Wiederbeschaffungen so spannend wie Höhlentauchen sind, meine Liebe. Versuch, nicht einzuschlafen. Walter Abbott wird der Käufer sein. Du bist seine Begleitung.«

Sie runzelte die Stirn. »Warum kann ich nicht alleine hin?«

Er ging an ihr vorbei und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. »Als angesehenener Kunsthändler wurde Walter eingeladen. Du nicht.«

»Trotz all der Kunst, mit der ich über die Jahre zu tun hatte, respektiert man mich nicht.«

Sie ignorierte Bigleys warnenden Blick, während er fortfuhr. »Und ich möchte, dass du Walter im Auge behältst. Er ist nicht mehr so schnell wie früher. Außerdem ist dies sein letzter Auftrag für API, bevor er in Rente geht. Er hat ausdrücklich darum gebeten, mit dir zu arbeiten.«

Sie konnte nichts dagegen sagen. Walter war ein reizender Mann, der große Kunst ernsthaft bewunderte und zu schätzen wusste und diese Leidenschaft mit jedem teilte, der willens war, ihm zuzuhören. Die letzten zehn Jahre über hatten sie oft zusammengearbeitet; sie hatten sich als mögliche Kunden ausgegeben, um Kunstwerke aufzufindig zu machen, die gestohlen worden waren. Natürlich hatte Walter mehr als sie dazu tendiert, sich an die Regeln zu halten und die Polizei zu verständigen. Dabei war es manchmal schlicht und ergreifend weniger Arbeit, die Kunstwerke zurückzustehlen.

»Sag Walter, es ist mir eine Ehre, wieder mit ihm zu arbeiten«, sagte sie.

»Ausgezeichnet.« Bigley deutete mit dem Kopf in Richtung des Selbstporträts. »Bis wir

das andere ersteigert haben, hätte ich gern, dass der Vassalo unser kleines Geheimnis bleibt. Walter weiß nichts davon. Niemand darf davon erfahren.«

»Welcher Vassalo?«, fragte sie unschuldig.

Bigley lächelte nicht einmal. »Keine Witze, Raven. Dieser Job kann verdammt gefährlich werden. Wir sprechen über den Fund des Jahrhunderts. Getrennt sind die Stücke nur ein paar Millionen Dollar wert. Aber nach über hundert Jahren vereint, können sie problemlos über zehn Millionen bringen. Du solltest nie die Gier der Menschen unterschätzen.«

Aber da musste er sich keine Sorgen machen. Die Gier der Menschen war etwas, worüber sie Bescheid wusste. Ganz genau.

Das Telefon klingelte bereits, als Raven ihre Wohnung betrat. Sie ließ ihre Koffer auf den Boden fallen, warf ihre Schlüssel in eine Kristallschale und schnappte sich auf dem Weg in die Küche das Telefon.

»Hi, Jill.«

»Woher weißt du immer, dass ich es bin?«, fragte ihre Schwester.

Raven öffnete die Kühlschranktür, und das Licht schien auf die Fliesen. »Abgesehen von der Rufnummernanzeige und der Tatsache, dass nur du, Bigley und Paulie diese Nummer haben, ist es 19:32 Uhr am Montagabend. Du gehst mit Dad essen und fragst, ob ich mitkommen will. Du bist ziemlich berechenbar, Süße.«

Raven betrachtete den mageren Inhalt ihres Kühlschranks. Ein halber Liter Milch, ganz sicher schon verdorben. Sechs Flaschen Wasser. Ein Rest Schweine-Chopsuey mit uraltem Reis. Sie griff nach einem matschigen Päckchen, das einmal Salat gewesen war, und beförderte es direkt in den Müll.

»Du bist gerade zurückgekommen, oder?«, fragte ihre Schwester seufzend.

»Yup.« Raven öffnete das Tiefkühlfach. Eine Eiswürfelschale stand neben einem Diät-Abendessen, das an der Rückseite festgefroren war.

»Sag mir gar nicht erst, hinter was du diesmal her warst. Ich will es lieber nicht wissen.«

Raven knallte die Kühlschranktür zu und stand in der Mitte ihrer Küche. Genervt sah sie sich um. Wo waren die verdammten Lebensmittel-Feen, wenn man sie brauchte? »Nicht mal einen kleinen Tipp?«

»Nein! Guter Gott, Raven. Ich bin stellvertretende Kuratorin am Metropolitan Museum of Art. Das Letzte, was ich brauche, sind Insiderinformationen. Dann werde ich nie befördert.«

Raven hielt inne. »Du musst dir wirklich einen anderen Job suchen. Du reißt dir sieben Stunden die Woche den Arsch für diese Leute auf, und keiner weiß es zu schätzen. Du könntest deine Gabe viel besser einsetzen.«

»Oh, und was soll ich möglichen Arbeitgebern sagen? Hey, ich kann in Ihren teuren Kunstwerken Geister rumwabern sehen? Das kommt bestimmt prima an. Besten Dank. Ich halte mich an meinen Uniabschluss und harte Arbeit, so wie alle anderen.«

Raven seufzte. Regeln zu befolgen brachte niemandem eine Beförderung ein. Sie griff nach einem Stapel Speisekarten von Bringdiensten, lehnte sich an den Tresen und

blätterte sie durch. »Wir sind nicht wie alle anderen, Jill.«

»Was du nicht sagst. Also komm mit dem anderen Freak der Familie zum Essen.«

»Tut mir leid. Ich bin müde, muss noch auspacken und dann gleich wieder neu packen für morgen.«

»Ich zahle. Du kannst umsonst essen«, lockte ihre Schwester. »Ich weiß doch, wie du kochst.«

Ravens Finger lagen auf den Speisekarten. Das war das Problem mit Schwestern: Sie hatten Munition – und keine Hemmungen, sie einzusetzen. »Ich habe mir überlegt, Kochunterricht zu nehmen.«

Jillian lachte. »Vergiss es. Du wirst nicht einmal Wasser zum Kochen kriegen.«

Raven fand den Flyer von Riccardi's Italian Grill und legte die anderen zur Seite. Sie ging hinüber zum Sofa, warf ihre Schultertasche darauf und sank in die Lederpolster. »Nur zu deiner Information, ich esse heute Manicotti.«

»Oh? Gehst du mit einem Italiener aus?«

Raven kniff die Augen zusammen. »Vielleicht. Und mit wem hast du ein Rendezvous?«

Jillian gab auf. »Na gut. Ich sage Dad, dass du wieder keine Zeit hattest.«

So wie jedes Mal. »Ich habe die letzten zwei Jahre jeden Montagabend etwas vorgehabt. Ich vermute, mittlerweile hat er es durchschaut.«

Jillian schwieg, und Raven hatte plötzlich Mitgefühl mit ihrer Schwester. Raven rieb sich die Stirn. Jillian würde es nie verstehen. Sie war ein viel besserer Mensch, und bessere Menschen konnten vergeben.

»Warum versuchst du es immer weiter, Jill? Du weißt doch, was die Antwort sein wird.«

»Weil du vielleicht eines Tages Ja sagen könntest, und das will ich nicht verpassen.«

Ihre Schwester hatte den blinden Glauben einer Heiligen. »Das wird niemals passieren. Dad und ich haben einander nichts zu sagen.«

»Niemals ist eine lange Zeit«, hielt Jill dagegen.

Raven kniff wieder die Augen zusammen. »Hast du dir Wiederholungen von Wiedersehen im Himmel angesehen?«

»Die Serie heißt Ein Hauch von Himmel«, korrigierte sie, und dann fügte sie schuldbewusst hinzu: »Nein, habe ich nicht.«

Raven musste sich das Lachen verkneifen. Ihre Schwester war so ein braves katholisches Mädchen. Wenigstens eine von ihnen würde es in den Himmel schaffen.

Jillian fragte: »Also, was hast du vor?«

Raven lächelte, denn sie wusste, ihre Schwester würde es wahnsinnig gerne wissen, auch wenn sie es abstritt. Sie hatte Abenteurerblut in den Adern, so sehr sie auch versuchte, diese Eigenschaft unter blindem Glauben und der Sicherheit ihrer täglichen Routine zu vergraben. »Eine Kunstauktion in Miami, mit Walter.«

»Oh. Das ist gut«, sagte Jillian mit mehr als nur ein bisschen Erleichterung in der Stimme.

»Dir gefällt es einfach, wenn keiner auf mich schießt.«

Raven konnte beinahe sehen, wie Jills Augen glasig wurden, sie erstarrte im Scheinwerferlicht in der Mitte der total kaputten Familie.

»Sag so etwas nicht, Raven. Das sind genau die Visionen, die mich nachts wach halten.«

Du erledigst legitim Wiederbeschaffungen für API. Basta.«

Außer wenn ich Sachen von den Bösen zurückstehle, dachte Raven, sagte aber nichts. »Natürlich.«

Jillian sagte: »Ich muss los. Wenn du es dir anders überlegst, weißt du, wo du uns findest. Ich liebe dich.«

Raven erwiderte wie immer: »Ich dich auch.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, stand Raven einen Augenblick in der Stille und sah sich in ihrer Wohnung um. Eine Doppeltür führte nach draußen, wo sich die Dämmerung schwer auf ihren Balkon legte. Die letzten Lichtstrahlen wärmten den Chrom und das Glas ihrer Möblierung und verliehen dem monochromatischen Look einen rosigen Hauch. Eigenartig, dass eine ganze Stadt dort draußen sein konnte, und doch war es bei ihr in der Wohnung so still.

Aus ihrer Tasche zog sie ein Andenken und hielt es in das Abendlicht. Die kruden, klassischen Maya-Züge starrten sie an – ein Holzlächeln erstarrt in der Zeit.

Sie stellte das Maya-Figürchen auf einen leeren Platz in ihrem Kuriositätenkabinett. Es passte perfekt zu den übrigen in Massen produzierten Sammlerstücken von ihren Reisen. Manche Leute sammeln echte Kunst – Gemälde, Skulpturen, Bronzen, Antiquitäten. Andere ... nicht.

Dann griff sie wieder zum Telefon und wählte die Nummer von Riccardi's Bringdienst.